

Das schwache Geschlecht.

Frau John Ritsch beklagt es, kein Mann zu sein. — Weibliche Geschäftspraktiken.

Mister Editer! Die Akti ist böse mit Mir. Un zwar richtig un tee Mistfächt. Uff Jhne aach. Sie könne sich druff gefacht mache, daß Sie nextens en Letter vun der Akti kriegen wern, den Sie nit an Jhr'n große Parlorspiegel stede wern, wenn Sie ein hawone.



Wisse Sie, warum die Akti so böse is? Wege dem Wetter. Yes, Mister Editer, Sie blamirt Mich derfor, daß es schon seit erer Ewigkeit (es is nämlich grad zwei Woche) jedes Mal am Waschtage regne thut. Wann sie, die Akti, e Mann wär, da thät so was nit wortomme, des wüßt sie, sagt sie, die Akti. For was Jh Taxes zahlte thät, un for wo e Government da wär un for was des viele Geld for des Wetter-Büro ausgegawe wern thät, wann es das ganze Jahr ausgerechnet an Jhr'n Waschtage regne thät. Un Sie, Mister Editer sagt sie, die Akti, könnte ihr aach gestohle wern mit Jhr'm Wetterport. Alles, was Sie konte, sagt sie, die Akti, des wär, die Substreibers ze fuhle bei enei schreibe: „Mares Wetter un wärmer im Innern.“ Sie hot sogar en sehr gefällige Dint gegewe, daß die Wärme im Innern wahr-scheints vun eme Brändy timme thät, wo Sie in Jhr Inneres eigenomme hätt — das heißt, des sagt sie, die Akti, nich Jh, dann es wisse sie ja, daß Jh nit so bin. Antwort was thät dann Uns Männer dra liege, wann die Fraue de förcherlichste Trowivel hätte un sich die Krant an de Hals ärgern müßte, wann's Uns nur gut gehn thät, amover of course, tude könnte Wir, wann emol e Gemmerknäpche fehle thät, un Wir thäte expette, daß sie, die arme Fraue, here könnte obwohl sie leider blos zwei Händ vun liebe Gott getriegt hätt, amover daß Wir emol als Männer uff-treke thäte un for unsere Fraue ihr Rechte einseh'n thäte, des thät Uns nit eifalle.

Wann sie e Mann wär, da wüßt sie, was sie thät, hot sie gesagt, die Akti.

Nämlich, des is, was sie immer sagt. Zum Beispiel for Insfenz die Akti hot sich e gefällste jehn Doller Kaunterfit - Bill uffhängen losse. Jh sollte sie ausgegawe un Jh sagt, des thät Jh nit, da sagt sie aach, wann sie nor e Mann wär, da wüßt sie schon, was sie thät. Antwort Wir Männer wär'n lauter Cowards.

Well, Mister Editer, Alles, was Recht is, die Korradisch — das heißt, wer kann's auch annericht falle — wo die Akti hot, die thät Jh nit fertig bringe. Daß sie for Insfenz zum Butcher is un hot geschwoorn, sie hätt die falsche Kaunterfit-Bill von ihm gefriegt, un hot ihn e gute Will derfor gewone mache, trotzdem id potentio wech, daß sie an dem Tag, wo sie die Will getriegt hot, gar nit beim Butcher gewese is, des is wahr, das thät Jh nit fertig bringe. Oder daß sie don-tonion in eme Department-Store zwee Pfund Koffie taakt un dann hier außje bei eme Grocer, wo sie in Jhr'm Lebe noch nit getaakt hot, engeiht und segt, der Koffie, den der Grocer dem Mädsche mitgegeben hätt, wär nit fei genog gemahle un läßt en sich noch emol un-wogereinde un schimpft aach noch der-bei wi e Wohrsprag — des thät Jh aach nit fertig bringe, Mister Editer.

Ober daß sie in New York in eme Store Goods taakt un löst sich in eme amere Store in Brooklyn, wo sie zu-fällig die nämlichen Goods sieht, des Geld derfor gerüch gewone, weil sie die Goods nit so gleiche thät, des thät, glaab Jh, e Mann, un wann er aach sunsch ziemlich Korradisch hot, nit illuwer sich bringe.

Ober daß die Akti in eme Büsneß in New York, wo sie sehr libere'll sin mit zurücknemme vun Goods, e feiner Dinnerses un Tafelaußß, und alles Möglische ordert und dann e Party gebt, wo sie ihr Lädj-Frents damit surpreist, daß sie schon wieder neue Sache hot, un dann, nachdem sie die Sache alle gejust hot, e Card an des Büsneß schreibt un sagt, sie sollte die Sache wieder zerrück hole, sie thät sie nit gleiche, zu so e erer Art vun Korradisch wär, glaab Jh, aach der härt-ste Mann nit fähig.

Jh möcht vor allen Ernstes wisse, Mister Editer, was die Akti, wo schon als e schwaches unnerdrücktes Weib, wie sie sich tallt, so Stücker fertig bringt, was die uffstelle thät, wann sie werlich e Mann wär. Jh glaab, der liebe Gott hat es werlich gut gemeint mit die meiste Frauzenimmer, daß er sie nit als Männer hot uff die Welt komme losse, sunsch thäte sie nämlich die meiste Zeit nit aus'm Buchshaus oder der Penitentischeri Buchshaus oder der Penitentischeri Zejt of course, Mister Editer, des

mit'm Regenwetter am Waschtage des is sehr aggraving, Mister Editer, des geb Jh selber zu. Wie heint Morche die Akti so gemahmet un drümmere geschimpft hot, daß wir Männer gar fei Mitgefähl hätte, da heint Jh saget: „Jh will Dir was sage, Akti: Wos un Dir zu pruwe, daß Jh mit Dir fühle und sympathise thu, da seh Jh Mich jezt uff de erte Train un fahr zum nächsten Singerefestiwel. Da äger Jh Mich dann aach, wann es regnet.“

Un des thu Jh aach. Wann Sie des gegenwärtige Schreibe kriegen, da sein ich schon bei die fröhliche Sanges-brüder un frag die Bube ganz im R - rätter des Fest: Wolle mer Mans bloße? Jhne des Rämliche wünschend, Mit Rigards Yours

John Ritsch Esq. Friedrich der Große und die Steinkohle.

Der Streit um die ruhenben Steinkohlengesehn, der die einschlägigen Kreise Deutschlands nun schon seit geraumer Zeit beschäftigt, erinnert sehr lebhaft an jene Tage, wo man die Steinkohle als Brennmaterial überhaupt noch nicht kannte. Es ist kein geringerer als Friedrich der Große, der die „Schwarzen Diamanten“ der Industrie und dem Privatgebrauch nutzbar machte. Bis hoch in das 18. Jahrhundert hinein hatte man im deutschen Volt einen direkten Widerwillen gegen die Steinkohle. Die Industrie brannte Holz, nur die Schmiede brauchten hin und wieder Steinkohlen. Als „Hausbrand“ wurden sie gar nicht benützt, was sich ja auch schon durch die mangelhaften Ofenanlagen verbot. Der alte Fritz, der mit seinem sorglichen Fortschritt dem furchtbaren Holzper-kurs zu steuern suchte, wandte seine Aufmerksamkeit naturgemäß derSteinkohle zu. Unablässig war er bemüht, das Volt und die Industrie für den „Steinkohlenbrand“ einzunehmen und die bestehenden Vorurtheile durch sach-gemäße Rathschläge zu besiegen. Es wurden Verordnungen und Vorschriften zur Anlage besserer Feuerungsanlagen erlassen, es wurden auch Prämien aus-geschrieben für Bleicher, Ziegelbrenner, Glasbläser, Färber u. s. w., die den Steinkohlenbrand einführen würden. Der Chef der Berg- und Hüttenverwal-tung Peitz von Eichen reiste selbst nach Schlesien (1774), um in Hirschberg vor einer Versammlung von Fach-leuten die Einwände gegen die Stein-kohlenfeuerung der Bleichöfen durch Proben zu entkräften. Er fand wenig Gegenliebe. Dafür führten allmählich die Kalkbrenner Steinkohlenfeuerung ein, und — dank der fortgesetzten Bemühungen des Königs — endlich auch die Salinen. 1779 empfahl Friedrich in einem eigenhändigen Schreiben an den Minister von Heintz Versuche, „ob auch das Brotbacken mit Steinkohlen-gesehn kann.“ Wenn es gesehn konnte, wollte Friedrich bei allen Fest-ungen große Steinkohlerlager anlegen, damit sie im Kriegsfall zum Baden verwendet würden, und man so das Holz aus den Wäldern sparen konnte. Die ersten Versuche in ersten Ofen fielen schlecht aus, erst als man in Schneidwitz den ersten gemauerten Ofen einrichtete, erzielte man einen Erfolg. In den Kaserne, in den öf-fentlichen Gebäuden, überall ließ Friedrich Steinkohlebeizung einrichten, sorgte auch durch Entwürfe zu neuen Kaminen dafür, ihr in den Privat-häusern Eingang zu verschaffen. All-mählich siegten dann auch die schwarzen Diamanten über das Holz.

Kurz und bündig.

Als Blücher 1814 in Paris einge-gangen war, hatte er 200000 Fr. Kon-tributionsgelber erhoben und dieselben für seine Truppen ausgegeben. Nach hergestelltem Frieden 1816 fand das Kriegsministerium zu Berlin diesen Posten vergekmet, aber keinen Nach-weis von Blücher habe, wie er obige Gelder verwendet habe, und forderte deshalb nachträglich die diesbezüglichen Belege ein. Blücher fandte dem Ministerium daraufhin folgende Ab-rechnung ein: In Frankreich eingenom-men 200,000 Fr. Dasselbst ausgegeben . . . 200,000 „

Bleibt O Fr. Wer's nicht glaubt, ist ein Esel!

Als Friedrich der Dritte Kenntnis davon erhielt, befohl er, daß die An-gelegenheit sofort niedergeschlagen und obiges Dokument „ad acta“ gelegt wer-den solle.

Seine Anzahlung.

Der Studiosus Sumpfflütner sieht, nichts Schlimmes ahnend, in seinem Stammlokale und wartet auf den be-stellten Entenbraten. Da tritt plötz-lich sein Schneider herein, sieht sich rings um und sagt sich — an den Tisch Sumpfflütners. Minutenlanges pein-liches Schweigen. Endlich bricht's der Mann der Elle: „Können Sie mir denn die schon längst versprochene An-zahlung immer noch nicht leisten, Herr Doktor?“ — „Ja, liebes Pispähen,“ erwidert der Studiosus, „Geld ist immer noch schwach, aber Kredit hab' ich hier, ich will deshalb gern als An-zahlung Ihre heutige Zeche auf mich nehmen.“

Magische Kunst im 18. Jahr-hundert.

Einen der eigenthümlichsten Fälle, welche je die französischen Rechtstrefe beschäftigt, bildete seinerzeit das ge-heimnißvolle Verschwinden des Pa-riker Procurators Dumas. Paul Chau-met hat die sämtlichen Untersuchungs-akten in dieser Angelegenheit durchstö-bert und theilt deren Hauptinhalt mit. Dieser ist besonders insofern bemer-kenwerth, als er beweist, welche Rolle damals noch das übernatürliche bei gerichtlichen Ermittlungen spielte. Meister Dumas, der lange an dem kö-niglichen Gerichtshofe gewirkt und ein riesiges Vermögen gesammelt hatte, wohnte zu Anfang des 18. Jahrhun-derts mit seinem Sohn, seiner Tochter und einer Magd in der Rue de l'Hi-ronnelle zu Paris. Er war ein wort-kräftiger verschlossener Mann, der in dem Rufe stand, schwarze Kunst zu treiben, sich aber in Wirklichkeit mit Astro-nomie und Chemie beschäftigte, die da-mals allerdings noch vielfach das über-natürliche Gebiet streiften. Jeden Freitag Nachmittag punkt 3 Uhr ging Dumas in ein hoch gelegenes Zimmer seiner Wohnung, das ihm als Labo-ratorium diente und schloß sich fest ein, und jeden Freitag Nachmittag hielt einige Minuten später vor dem Hause des reichen Kaufes ein großes Maulthier mit einem unbekanntem stolzen Reiter, der an der Stirn drei feuerrote Narben trug, während der Halbesel durch eine blutende Fleisch-wunde an der linken Flanke entstellt war. Reiter und Kof sah'n so schreck-lich aus, daß die Strafengänger sie nicht angusehn wagten. Beide fanden sich auf diese Weise seit dreißig Jah-ren — Dumas zählte damals neunzig — regelmäßig ein, ohne daß man wußte, woher sie kamen. Nach der Ankunft bei Dumas ließ der Reiter sein Thier unangebunden auf dem Hofe stehen, eilte, ohne sich anzumelden, zu des Procurators Laboratorium, schloß es, ohne daran zu rühren, auf und blieb eine Stunde dort. Dann stieg er wieder herab und trabte davon; wo-hin, konnte man nicht ermitteln, denn jeßmal, wenn man ihm zu folgen suchte, verschwand er in der Umgebung des Friedhofes der Unschuldigen Kin-der. Dumas verließ sein Zimmer nach dem Besuch des Fremden erst, wenn zum Essen gelingelt wurde. Ueber den Dumas'schen Haushalt wurde in dem Stabdiarier hell gesprochen. Jedes Jahr hieß es, daß der junge Dumas, der übrigens schon fünfzig Sommer zählte, heirathen werde, aber er blieb, ebenso wie seine fünfundvierzigjährige mürrische Schwester, unverheirathet. Meister Dumas selbst war trotz seines hohen Alters noch äußerst stult und rüftig, und es ging sogar das Gerüde, daß er noch jugendlichen Umgang habe. Da hörte man eines Tages plötzlich den schmerzlichen Schrei des Maulthieres zu einer ungewohnten Zeit, und zwar am Vormittag des 31. December 1700, der ein Mittwoch war. Meister Dumas war in seinem Arbeitszimmer. Der Unbekannte brachte sein Reitthier auf den Hof und drang ohne weiteres bei Dumas ein, der über den unerwarteten Besuch einen großen Schrei ausstieß. Hierauf entspann sich zwischen den beiden ein lauter anhaltender Wortwech-sel. Nach längerer Zeit erschien der Mann mit den drei Narben wieder auf den Hof, besitzig sein Kof und jagte mit einer Schnelligkeit davon, daß die Nachbarn ihn nach ihren Aussagen nicht mit den Augen verfolgen konnten. Als dann auch Dumas herunterkam, war er fast unentflich. Sein Gesicht bedeckte Leidenblässe, seine Züge waren zerstückt, seine Augen erloschen. Er bedeutete seinen Kindern, daß er nicht essen, sondern wieder nach oben wolle. Der Sohn und die Tochter brachten ihn mit Mühe hinaus und machten ihn darauf aufmerksam, daß er allein nicht mehr herunter könne. Er bat, ihn um 4 Uhr wieder herab zu holen und in-zwischen sein Zimmer abzuschließen. Der Sohn nahm den Schlüssel mit. Zu der angegebenen Stunde erschien in dem Dumas'schen Hause ein dem Procurator bekannter Gerichtsdiener, den der junge Dumas bat, seinen Va-ter mit ihm herab zu holen. Als sie die Thür öffneten, war das Zimmer leer und der Greis verschwunden. Alle Nachforschungen nach seinem Verbleib blieben ohne Erfolg. Baumeister, Maurer, Zimmerleute, Grundarbeiter durchsuchten das ganze Gebäude, aber vergebens. Nunmehr lenkte sich der Verabst auf die Kinder des Ver-schwundenen, die darauf große Sum-men aufwandten, um ihre Unschuld zu beweisen. Beide starben, ohne zu er-fahren, wo ihr Vater geblieben war. Der unbekante Reiter aber hatte sich seit seinem letzten Besuch nicht mehr sehen lassen. Allmählich verlor sich das Gerüde über den Fall, aber 50 Jahre tauchte es von Neuem auf. Ludwig der Fünfzehnte hatte in seinen Kinderjahren viel von der Geschichte ge-hört, und er erzählte sie später oft in Gesellschaft. Eines Tages geschah dies auch in Gegenwart des Grafen von Saint - Germain. Der berühmte Abenteuer, der mit großem Geschick auf übernatürliche Gebiete arbeitete, erbot sich, das Geheimniß, das über Dumas ruhte, in zehn Minuten zu lästern, wozu der König auf Zureden

der gleichfalls anwesenden Marquise von Pompadour seine Einwilligung gab. Saint-Germain zog darauf mit erster Miene verschiedene Striche, zeichnete geometrische und astrologische Figuren, suchte sie zu ergründen und erklärte dem König, noch bevor die be-dingene Frist verstrichen war, die Sachverhältnisse, die seinerzeit nach der Spur des Procurators gesucht hätten, seien entweder nicht im Besitze der nöthigen Kenntnisse oder vor ir-gend einer Seite bestochen gewesen. In dem Zimmer nämlich, aus dem Dumas verschwunden sei, befände sich in einer Ecke neben dem Eingang eine bewegliche Fußbodenplatte. Diese ver-schiebe die Deckung zu einer geheim-ten Treppe, die durch die Mauern zu einer Gruft führe, wohin Dumas, nachdem er sich durch einen Krafstrant gekämpft, hinabgestiegen sei und sich dann durch ein betäubendes Mittel das Leben genommen habe. Auf den Ruf Ludwigs des Fünfzehnten, daß dann der geheimnißvolle Besucher des Procurators der Teufel gewesen sei, bat Saint-Germain den König, sich zu betheiligen; dann werde er auch den letzten Schleier lüften; denn andern-falls jege er, der Graf, sich selbst der größten Gefahr aus. Der König schnitt ein Gesicht und unterließ weite-re Bemerkungen. Inzwischen schrieb die Pompadour, die sich neugieriger zeigte, als ihr königlicher Gönner, an den zuständigen Polizeileutnant. Sie theilte ihm die gräßlichen Enthüllungen mit und ersuchte ihn, sofort eine neue Ortsbesichtigung in dem ehemaligen Dumas'schen Hause vorzunehmen. Sie fand, wie die darüber aufgenommenen, noch vorhandenen Verhandlungen be-weisen, statt und bestätigte auf's Ge-naueste sämtliche Angaben Saint-Germain's. In der von ihm erwähn-ten Gruft fand man zwischen zahl-reichen astrologischen und chemischen Geräthen die noch bescheidete Leiche des Meisters Dumas. Neben ihr lagen ein zerbrochener Akabatbecher und ein Fläschchen, das noch einen Saß von Opium enthielt. Das Sonderbarste an dieser Geschichte, das das Ansehen Saint-Germain's beim König mächtig hob, war, daß sie völlig auf Schwindel beruhte. Die Pompadour, der Graf von Saint-Germain und der Polizei-leutnant de Sartine hatten fe abge-tartelt, in dem Dumas'schen Hause die nöthigen Veränderungen vorgenom-men und irgend ein Gerippe in die an-gebliche Gruft bringen lassen. Das Verschwinden des Procurators Dumas aber ist heute noch nicht aufgeklärt.

Der erste Inzeraten-Agent.

Der erste Inzeraten-Agent war ein Engländer Namens Houghpton, der im Jahre 1682 auf den Gebanten kam, die Neuheit der „Annonce“ — die erste derartige Anzeige scheint die eines Buchhändlers im Mercurius politicus vom Jahre 1652 gewesen zu sein — geschäftlich auszunutzen. Er war von Beruf Apotheker und gründete dann eine Zeitung, nur in der Absicht, durch Inzerate Geld zu verdienen. Da er die dazu nöthige Arbeit selbst besorgte, verdient er als der erste Inzeraten-Agent gewiß auch ein Plätzchen in der Culturgeschichte. Das System, als dessen Erfinder er gelten muß, wird übrigens noch heute angewendet. Er ging von einem größeren Geschäfts-mann zum anderen und suchte ihn von den Vorteilen zu überzeugen, die eine Anzeige des Geschäftes in einem Jour-nal, das in so viele Hände kam, bring-en mußte etc. Dabei berechnete er jedes Inzerat mit 3/4 Schillingen. Seitdem ist die Sache beträchtlich kost-spiliger geworden und die Gesamtsumme, die jezt alljährlich für Inze-rate verausgabt wird, beträgt viele Millionen. Mr. Houghpton gehörte übrigens auch zu jenen seltenen Wän-nern, die mit der praktischen Durch-führung einer neuen Idee auch gleich Erfolg haben. Es gelang ihm sehr rasch, sich mit seinem Inzeratenblatt ein behagliches Einkommen zu erri-egen und bei seinem Tode hinterließ er ein beträchtliches Vermögen — das erste, das auf diese Art gewonnen wurde.

Ein Thierkampf.

Ein Kampf zwischen Krähen und einer Rabe ist im Stadtpark zu Mag-deburg beobachtet worden. Die „Mag-deb. Ztg.“ schildert den Vorgang fol-gendermaßen: In vorgerückter Däm-merstunde sah man eine Rabe auf abendlicher Kaufahrt einherfliegen. Bald darauf war ein an Heftigkeit sich steigendes Geschrei von Krähen zu hören, und man sah, wie auf einer hohen Pappel zwei Rabenträben ihr Nest zu verteidigen suchten. In dem hartnäckigen Feinde war unklar, die bezeichnende Rabe zu erkennen, die sich nicht unter dem Nest an den Baum angeflamert zu haben schien. Wäh-rend sie von den Krähen mit Schna-belstößen und Flügelschlägen bedacht wurde, theilte sie nach rechts und links mit ihrem Krallen derbe Gegenhiebe aus, von denen mancher sah, wie man an den fliegenden Feinden sehen konnte, wodurch der Kampf um so erbitterter tobte. Endlich, als die Krähen von vorne und hinten gleichzeitig angrif-fen, kam die Rabe zu Falle und stürzte jäh hinab, wobei sie jedoch einer der unteren Baumzweige wieder auffing. Unter jorntem Geschrei folgten ihr die Gegner nach, doch zog sie es nun vor, schleunigst nach unten zu entkom-men und das Weite zu suchen.

Rein Nationalfeiertag.

Weitverbreitet ist der Glaube, der 4. Juli sei auch dem Gesetze nach ein nationaler Feiertag der Ver. Staaten. Dem ist jedoch nicht so. Einen nation-alen Feiertag im Sinne des Gesetzes gibt es in den Ver. Staaten überhaupt nicht, und auch der Unabhängigkeits-tag ist, wie der Gräberschmückungstag, der Dankagungstag, der Geburtstag Washington's, wie Weihnachten und Neujahr u. s. w., nur ein durch die Gesetzgebung der meisten Einzelstaaten festgesetzter legaler Feiertag. Vielfach ist sogar der Gräberschmückungstag in bestimmter Form als gesetzlicher Feiertag vorgeschrieben, als der 4. Juli, und wenn auch der Unabhängig-keitstag im ganzen Lande festlich be-gangen wird, so ist er doch nicht in allen Staaten legaler Feiertag. Auch Washington's Geburtstag (22. Febr.) ist beispielsweise im Staate Virginia kein gesetzlicher Feiertag.

Eine gefährliche Rabe.

Auf einer Dorfweide bei Elmshorn grasen friedlich mehrere Kinder, von denen das eine, ein Döfse, sich offenbar besonders wohl fühlte, denn er sprang öfter in possirlichen Sätzen auf dem grünen Rasen umher. Da schlich plötz-lich eine Rabe heran. Der Döfse be-merkte sie und näherte sich ihr in muth-willigen Sprüngen, als wenn er mit ihr spielen wollte. Die Rabe sah die Sache anders auf; sie betrachtete den Döfse offenbar als einen Feind und retirirte fauchend. Der Döfse sprang hinterdrein und die Rabe fauchte im-mer wüthender. Da plötzlich, als der Döfse mit gesenktem Kopfe unmitte-lbar vor der Rabe stand, sprang diese ihm mit einem mächtigen Saße auf den Rücken und bearbeitete erbarmungslos mit ihren Krallen sein Fell. Der Döfse war im ersten Augenblick ganz ver-büßt, dann versuchte er durch kräftiges Kopfschütteln und Schwanzschlagen das wüthende Rabenthier abzuschüt-teln aber vergeblich. Die Rabe hieb weiter auf ihr Opfer ein und war bereit blind in ihrer Wuth daß sie nicht einmal das Herantommen eines Mannes bemerkte, der ihr mit einem Stod erst mehrere Hiebe versetzen mußte, bevor sie sich entschloß, das Weite zu suchen. Der Fall, daß eine Rabe einem Kind zu Leibe geht, dürfte wohl außerordentlich selten sein.

Ein Künstler.

Direktor: „Nun, der neue Beamte scheint ja sehr fleißig zu sein?“ Bureau - Vorstand: „Ja, das ist seine Kunst.“

Direktor: „Fleiß ist doch keine Kunst.“ Bureau - Vorstand: „Nein, seine Kunst, daß er sehr fleißig zu sein scheint und dabei gar nichts thut.“

Kindermund.

Hausfrau: „Weiben Sie doch heute Abend bei uns, liebe Frau Müller, und essen Sie ein Butterbrod mit uns.“ Frau Müller: „Es ist sehr freund-lich, aber —“

Verstorbener.

Hausfrau (unterbrechend): „Ach, bleiben Sie doch, Mama freut sich so, wenn die alten Reste wegkommen.“

Unglücklicher Vorklag.

Freundin: „Ach, Ernestine, warum weinst Du denn so?“ Ernestine (schluchzend): „Denke nur mal, nachdem Jach mit einem Heirathsantrag gemacht, schickte ich ihn hinaus zu Papa.“

Freundin: „Na, und hat ihm der Deine Hand verweigert?“ Ernestine: „So weit kam's gar nicht. Die Weiden begannen Karten zu spie-len und jezt geht Jach jeden Abend zu Papa.“

Verunglückte Feier.

Heute, sprach zu seinem Sohne Ernst der Vater, heut', mein Sohn, heut' ist National-Geburtsstag — Sole gleich 'mal die Ranon'.

Un're Republik besteht noch kräftig, mächtig, hoch und hehr. Lange soll sie noch bestehen — Lang' mir 'mal das Pulver her.

Und die Männer, die der Freiheit Tempel damals aufgebaut, Sollen ewig weiter leben — Nur den Pfropfen brav getaut.

Ja, die edlen Männer hielten Unverbrüchlich ihren Schwur, Jagten aus dem Land die Briten — Wo ist denn der Ladstod nur?

Ohne diese Männer wäre Unser Land noch heut' nicht frei, Darum Heil und Segen ihnen — Hol' jezt rasch ein Mätsch herbei.

Nimm ein Beispiel dir an ihnen, Werde einst wie sie so brav, Trag' ihr Beispiel stets im Herzen Ssss — prrr! boff!

Zunge! Himmel Elemente! Siehst du was? Jch bin ganz klein, Zweie meiner schönsten Finger Ganz und gar beim Henker sind.

Papa, heult der Junge, Papa, Das verwünschte Ding zersprang! Einen Riß hab' ich im Kopfe, Ungefähr zwei Spannen lang.

Zu dem Sohne sprach der Vater, Der der Doktor sie gefickt: Du wirst wahrgenommen haben, Daß die Feier nicht geclückt.

Lieber Sohn, ich war ein Esel, Führt er fort dann voller Neu', Und du auch, du guter Junge; Esel war'n wir alle zwei.

Und am nächsten vierten Juli Sind sie wieder heil und froh, Wenn sie Geld für Pulver haben, Machen sie es wieder so.

Vorbemung.

Frau: Ungeheuer, warum erweckst Du mich aus dem besten Schlaf? Mann: Nur einen Blick auf die Uhr sollst Du werfen, Helena, dann kannst Du gleich wieder schlafen, — sonst behauptest Du morgen sicher, ich wäre wieder erst nach Mitternacht heinge-kommen!

Rufen der Klaffler.

Haushälterin: „Die wünsch'en denn der Herr Professor das Hammelfleisch zurecht gemacht?“ Professor: „Auf altbellenische Art.“ Haushälterin: „Waa's?“ Professor: „Das wissen Sie natür-lich wieder nicht. Die Sache ist doch ganz einfach; lesen Sie nur den darauf beglücklichen Gesang der Odyssee, da steht's genau drin.“

Katernenobblüthe.

Unteroffizier (zu einem Lauffchritt übenden Rekruten: „Sie Alligator im Flügelkleide — Sie!! — Das Gewehr darf auf der Schulter nicht hin und her wippen, sondern nur leise wie eine Violinseite wippriten!“

Nur Wahrheit.

Mann (ironisch zu seiner Frau, die eben im Kaffeekränzchen war): „Also, die Majorin war heut nicht da, na ich kann mir's denken, die werdet Ihr wieder schön verkleumdet haben?“ Frau (eifrig): „Bitte sehr. Das sind alles Thatsachen.“

Nus dem Gerichtsaal.

Richter: „Sie haben im Restaurant „Grauer Bär“ den Hut des Herrn Zippel aufgeseht, zweifellos doch, um ihn zu stehlen?“ Gutmarber: „Nein, da man neuer-dings nach der Kopfweite eines Men-schen seine Intelligenz bemifst, wollte ich blos sehen, ob Herr Zippel mit geistesverwandt ist.“



„Herr Rath, ich bitte ergebenst um drei Tage Urlaub, ich heirathe.“ „Na, erlauben Sie — erit im vorigen Monat sind drei Tage wegen In-fluenza weggeblieben. . . . Herr, ich frage Sie, weshalb haben Sie nicht gehei-rathet, wie Sie die Influenza hatten, oder weshalb haben Sie die Influenza nicht bis zu Ihrer Heirath verschoben?“